

Das kleine Gleichnis Jesu, das nur Lukas überliefert, ist beängstigend und ärgerlich. Es gehört sicherlich zu den Texten, die wir am liebsten aus dem NT streichen würden...

Jesus schildert die damaligen Verhältnisse meisterhaft in aller Kürze: Ein Herr und sein Sklave: es sind eher ärmliche Verhältnisse, er hat nur diesen einen Sklaven. Der Sklave war Besitz seines Herrn, dem er selbstverständlich Gehorsam schuldete. Er verdient weder Lohn noch Dank, dafür bekommt er Kost und Logie. Ein Sklave ist nicht Herr seines Lebens, sein Leben gehört seinem Herrn.

Jesus verwendet diese für ihn geläufige Realität als Bild für die Gottesbeziehung. An anderen Stellen schildert er zwar ganz andere Umgangsweisen: dass der Herr die Sklaven bedient; dass er die Sklaven überreich belohnt. Auch die Gottesbeziehung kann Jesus ganz anders darstellen: als zärtliches Vater-Sohn Verhältnis mit verschwenderischer Liebe. Aber hier steht knochenhart eine Sklave-Herr-Beziehung vor Augen, und Jesus übt daran keine Kritik. Es war eine lange Geschichte, die auch in der Kirche kontrovers verlief, bis der Geist des Evangeliums gesiegt hat und die Sklavenhaltung insgesamt abgeschafft wurde, sodass sie mit unserem modernen Empfinden unvereinbar geworden ist.

Aber wieso hat Jesus, der zu seiner Zeit in gravierenden Fragen viel weitsichtiger und menschlicher, fast schon revolutionär sein konnte, der für die Armen und Kleinen, für Frauen und Kinder eingetreten ist, der von sich sagt, er sei nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen, wieso hat er an dieser Stelle diese abscheuliche Realität durchgehen lassen, ja positiv verwertet?

Wir sind inzwischen in einer völlig anderen Welt der totalen Autonomie angekommen: Wir konstruieren seit geraumer Zeit an der Utopie des totalen Selbstentwurfs. Ihre jüngste Ausprägung ist die Gendertheorie, wo wir auch unseren Körper mit seinem Geschlecht selbst entwerfen wollen. Diversität und „fließende Identität“ soll den Platz der Normen – der „Norm-alität“ übernehmen. Man ist nicht nur seines Glückes Schmied, sondern man ist auch seines Körpers Schneider – wie die Autorin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz den Zeitgeist beschreibt. Abhängigkeiten, Unterordnungen werden nicht geduldet, sondern konsequent und radikal dekonstruiert. Und diese Tendenz wandert auch in unsere Gottesvorstellung ein. – Das alles ist zwar nicht grundsätzlich verkehrt, aber wir drohen etwas

Wesentliches dadurch zu verlieren, und offensichtlich hat auch schon Jesus dagegen ankämpfen wollen.

Jesus antwortet mit diesem Gleichnis auf die Bitte der Jünger: „Mehre unseren Glauben!“ Es ist doch eine sympathische Bitte, die wir in unseren Gebeten sicherlich oft wiederholen. Jesus reagiert aber erstaunlich hart, und wir sollten sein Anliegen nicht verschleiern und verharmlosen mit Hinweis auf Gottes Liebe und Freundschaft.

Selbstverständlich legitimiert Jesus hier nicht die Sklaverei unter Menschen. Aber er kann und will diesen Aspekt des *Glaubens* nicht unter den Tisch fallen lassen. Es geht um das Verhältnis zu Gott, um das Verhältnis *eines Jüngers* zu Gott. Der Glaube versetzt den Jünger in den totalen Gehorsam, und ordnet ihn der Macht Gottes unter, damit Gott handeln kann.

Auch das erste kurze Bild Jesu mit dem Maulbeerbaum zeigt ein Abhängigkeitsverhältnis: der Baum wirft sich ins Meer – Befehl und Gehorsam. Vielleicht träumen die Jünger Jesu und auch wir von einer solchen Macht über die Welt. Aber Jesus geht es nicht um diese Art der Allmacht. Die Frage ist seit den Anfängen des Glaubens, ob Gott *Menschen* findet, die seine Befehle ausführen. Und zwar nicht aus Angst vor Prügeln, sondern aus der schlichten Selbstverständlichkeit heraus: „wir sind unnütze Knechte und haben unsere Schuldigkeit getan.“

Der Prophet Habakuk ringt auch mit dem Problem, dass die Welt in falschen Bahnen läuft und Gott die Dinge nicht zu beeinflussen scheint; das Böse scheint stärker und aktiver zu sein: „Herr, warum lässt du mich die Macht des Bösen sehen und siehst der Unterdrückung zu? Wohin ich blicke, sehe ich Gewalt und Misshandlung, erhebt sich Zwietracht und Streit.“ – Auch heute wieder sehr aktuelle Worte. Die Fragen des Propheten münden in der Antwort Gottes, in einer tiefen Überzeugung des Judentums: Auch wenn es sich verzögern mag, „wer nicht rechtschaffen ist, schwindet dahin, der Gerechte aber bleibt wegen seiner Treue am Leben.“ Gott ist nicht abwesend, er verwendet – auf Dauer – sogar das Böse und die Bösen für seinen Plan.

Auch Jesus strebt keine schnelle und globale Lösung an, sondern wendet die richtigen Maßstäbe im Kleinen, nämlich bei seinen Jüngern an. Er setzt darauf, dass er einige finden wird, die den Mut und die Entschlossenheit aufbringen, Gottes Sklaven und Ihm zu Diensten zu sein. ((Der Dank dafür, dass er in jeder, auch in

unserer Generation einige gefunden hat und findet, kann die Quintessenz allen Dankes sein, den wir heute am Erntedankfest unserem Schöpfer schulden.))

Wir feiern heute Erntedank und es wird uns in wachsender Intensität bewusst, dass wir auf unserer Erde mit guten Absichten Prozesse losgetreten haben, die zum Teil fatale Folgen zeitigen und kaum beherrschbar sind. Zugleich erfahren wir, wie stark die lebendige Natur ist, dass sie vieles auf ihre Weise ausgleichen und ihre Reihen wieder ordnen kann. Auch wenn wir durch Technik und Wissenschaft die Natur in zunehmendem Maße beherrschen, sind wir ihr dennoch ausgeliefert; und angesichts ihrer Gewalten sind wir nur Zwerge. Wir merken auch, dass durch einen lokalen Krieg beängstigend vieles auf den Kopf gestellt wird, Liefer- und Verteilungswege von Nahrungsmitteln und Rohstoffen blockiert und damit Millionen in große Gefahr gebracht werden. Durch die Medien ist der gesamte Erdkreis vor uns ausgebreitet und wir sehen gleichzeitig Überschwemmungen und Dürre-Katastrophen, Waldbrände und Jahrhundert-Stürme.

Unser Dank ist dennoch, nicht nur angebracht, weil wir immer noch zu Essen haben und unsere Lebensqualität immer noch nicht drastisch eingeschränkt wurde. Aber unser Dank soll und kann viel tiefer gehen. Wir dürfen zutiefst dankbar sein für jeden Funken Zuversicht, den uns der in der Gemeinschaft erfahrene und geteilte Glaube schenkt. Deswegen möchte ich mit einem Wort des Propheten Habakuk schließen, mit dem er sein kurzes Buch beendet. Es ist ein Erntedanktext mit einem beeindruckenden „Dennoch“ des Glaubens angesichts einer schwierigen, fast aussichtslosen Lage, die man mit menschlicher Kraft nicht im Griff hat. Er sagt: (Hab 3,17-19) „Zwar blüht der Feigenbaum nicht, an den Reben ist nichts zu ernten, der Ölbaum bringt keinen Ertrag, die Kornfelder tragen keine Frucht; im Pferch sind keine Schafe, im Stall steht kein Rind mehr. Dennoch will ich jubeln über den HERRN und mich freuen über Gott, meinen Retter. GOTT, der Herr, ist meine Kraft. Er macht meine Füße schnell wie die Füße der Hirsche und lässt mich schreiten auf den Höhen.“